

# Literarische Warte.

---

Monatschrift

für

• • • schöne Literatur. • • •

---

Erster Jahrgang.



München und Wien.  
Druck und Verlag von Rudolf Abt.  
1900.

# Literarische Warte.

Monatschrift für schöne Literatur.

1. Jahrgang.

Verlag von Rudolf Abt in München und Wien.

Nr. 1.

Erscheint monatlich ein Mal. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, durch alle Postanstalten, sowie direkt von der Verlagsbuchhandlung.  
Abonnementpreis: Vierteljährlich 50 Pfg.

Anzeigenpreis: 30 Pfg. die 4 mal gespaltene Nonpareillezeile — Bei Wiederholungen entsprechende Ermäßigung.

Die Redaktion befindet sich: München: Rottmannstraße 5/1.

Inhalt: Was wir wollen. — Fragmente zur katholischen Dichtung der Gegenwart. — Die Kritik unter kritischer Lupe. — Eine grundlegende Arbeit. — Unsere Lyrik. — Bühnen-Schau. — Zeitschriften-Schau. — Verzeichnis der eingelangten Rezensionsexemplare.

## Was wir wollen.

„Schon wieder eine Zeitschrift!“ wird da mancher vor sich hin brummen, wenn er obigen Titel liest. „Wir haben so schon zu viele.“ Und recht hat er damit. Wir haben zu viele Blätter — und, wo es wirklich nötig wäre, zu wenig oder gar keine.

Eine ungezählte Menge von Tageszeitungen drängt dem Alltagsleser sowie dem gedankenlosen Bierphilister ihre neueste politische Weisheit auf; Sonntagablätter geben dem harmloseren Staatsbürger die kondensierte Milch von Wochenreihumés ein, und illustrierte Familien-Zeitschriften aller Art bemühen sich, seinen allenfallsigen literarischen Geschmack zu befriedigen, oder noch öfters seine geistige Langeweile zu vertreiben.

Sportzeitungen enthüllen in Bild und Wort die fabelhafte Interessantheit von Rennen und Jagden dem beteiligten Publikum, und Witzblätter jeden Genres suchen mit den zweifelhaftesten Kalauern die erschlafte Nachmühseln unserer Fin-de-siècle-Menschen in Bewegung zu setzen.

Schuster-, Schneider-, Friseur- und Hebammenzeitungen thun das ihrige, um der Welt zu zeigen, wie weit wir in der Kultur gekommen sind — nur eine künstlerisch-kritische Zeitschrift für die schöne Literatur, wie sie dem feimreichen Boden der christlich-katholischen Weltanschauung entsproßt, existiert noch nicht!

Und doch ist die schöne Literatur der Spiegel des geistigen Lebens eines Volkes!

Dieser große Mangel wurde namentlich in der letzten Zeit, als die schon seit längerem latenten literarischen Gegensätze auch bei uns zu scharfem Ausbruche kamen, recht bitter empfunden und von vielen Seiten beklagt. Unser Organ will nun diese Lücke, so viel wie es eben möglich, nach Kräften auszufüllen trachten.

Dabei werden wir von denselben Normen und Direktiven ausgehen, wie sie der hochwürdigste Herr Bischof Keppler von Rottenburg auf der diesjährigen Generalversammlung der Goerresgesellschaft zu Ravensburg ausgesprochen hat.

„Wir müssen viel mehr als bisher uns befassen mit den Geistes- und Kulturströmungen der Gegenwart, wie sie im Betriebe der . . . Litteratur, Belletristik . . . zu Tage treten. Wir dürfen nicht alles unbesehen a limine abweisen, wir müssen darauf eingehen ordnend, sichtigend und richtend, gebend und empfangend, hemmend und fördernd, ablehnend und aneignend. Alle gesunden und lebensfähigen Faktoren moderner Kultur sollen der ewigen Wahrheit und der Kirche dienstbar gemacht werden.“

Gerade in jüngster Zeit ist zudem von Freunden und Feinden bis zum Uebermaße bei den verschiedensten Gelegenheiten zu konstatieren versucht worden, daß wir uns in einem unleugbaren literarischen Defizit und in einer epigonenhaften Kunstfremdung befinden. Diese bedauernswerte Thatsache in ihr Gegenteil verwandeln zu helfen, ist eine Hauptaufgabe unseres Organes.

In unserem Bestreben werden wir uns weder in den Dienst einer exklusiven Richtung stellen, noch auf irgend eine Coterie uns stützen; es sollen alle zu Worte kommen, die etwas Gutes und Tüchtiges zu sagen wissen, und unser erstes und letztes Ziel wird sein: die Förderung, Hebung und Kenntnis unserer katholischen Literatur!

Den Trägern einer anderen Weltanschauung werden wir in der Beurteilung mit der größten Unparteilichkeit gegenüber zu treten suchen, ihr Gutes und Brauchbares freudig anerkennen und uns nutzbar zu machen streben.

Heutzutage hat ja der gebildete Katholik doch zumeist das Bedürfnis, oder sollte es wenigstens haben, sich über den Stand und Fortschritt der schönen Literatur zu orientieren; hier soll ihm dies recht gut ermöglicht werden.

Unsere besten Namen haben zu dem Werke bereits ihre Mitarbeiterschaft zugesichert, und wir wenden uns jetzt nur noch an die deutschen Katholiken, daß sie uns nach Kräften unterstützen in unserer idealen, aber schweren Aufgabe.

Dabei betrachten wir es als gutes Omen, daß die „Literarische Warte“ mit der Jahrhundertwende die Erscheinung tritt, und hoffen, — daß wir es im XX. Säculum zu einer ebenso achtungsgebietenden geistig-literarischen Erscheinung bringen werden wie wir in den letzten Jahrzehnten eine glänzende parlamentarische Vertretung erreicht haben.

Es widerstrebt uns, nach berühmten Mustern unseren Freunden und Gönnern das Blaue vom Himmel herunter zu versprechen, aber wir denken, ein jeder weiß, um was es sich handelt, wobei wir noch die Versicherung abgeben können, daß wir stets bestrebt sein werden, in jeder folgenden Nummer mehr zu bieten wie in der vorhergehenden. Und in diesem Sinne laden wir zu recht zahlreichem Abonnement ein.

Redaktion und Verlag der „Literarischen Warte.“

### Unsere Lyrik.

Eichelbach, Dettlev von Silientron, Prinz Emil zu Schön-aich-Carolath, Gustav Falke, Karl Busse.

So, da sind ein paar Namen, ein paar moderne, gute, klingende Dichternamen. Und wer mit mir rechten und streiten will, ja wer mich nur völlig verstehen will, der lese zuerst wenigstens zwei, am besten alle ihre Bücher. Ich mag nicht zu Leuten reden, die auf alle „moderne“ Dichtung schimpfen, sie mit Kot und Geißer bespritzen, ohne jemals in einen modernen Gedichtband hineingesehen zu haben.

Das als Einleitung! Und nun das Thema: Unsere katholische Lyrik besitzt augenblicklich kaum wirklich bedeutende, zeitgemäße Vertreter. Sie steht zum weitaus größten Teil noch mit beiden Füßen im sentimentalsten, schalen Brei der Epigonen. Die moderne Lyrik ist uns (abgesehen von einigen Wenigen: Eichelbach, Greif zc.) um zwei Jahrzehnte voraus. Ich will es versuchen, dieses, soweit es der enge Raum erlaubt, zu beweisen, ich will es versuchen, trotzdem ich weiß, daß man mich vielfach zum Nachtreter und -Pater des Veremundus stempeln wird.

Es würde zu weit führen, unsere lyrischen Dichter einen nach dem anderen Revue passieren zu lassen, es würde auch bei der Übermenge des Stoffes kaum ein deutliches, scharfes Bild erzeugt werden können. Deshalb nehme ich, wie ich schon einmal in der „Alten und Neuen Welt“ gethan habe, als Ausdruck unseres lyrischen Könnens unser einziges Organ für Lyrik, die „Dichterstimmen“ zur Hand. (Verlag Peter Weber, Baden-Baden.) Und zwar greife ich dieses Mal, um recht gründlich sein zu können, nur ein Heft der „Dichterstimmen“, das erste des neuen Jahrgangs heraus. Dieses Heft wird uns um so eher ein Bild unseres lyrischen Könnens zu geben vermögen, als es viele unserer besten Namen enthält: W. Kreiten, Franz Eichert, Fr. W. Helle, Karl Mace, A. Jüngst, Martin Greif, L. v. Heemstede, M. Herbert, Hedwig Dransfeld, Alinda Jakob zc. Was einem zuerst an diesem Heft auffällt, ist, daß sich kein einziges Liebeslied darin findet, kein einziges Liebeslied unter 29 Gedichten. Und das ist nicht ohne Absicht. Heilige Prüderie! Es gibt ein gutes, Goethe'sches Wort, das ewig dauern wird und dessen Grundidee schon Jahrtausende gelebt hat: „Liebe sei vor allen Dingen unser Thema, wenn wir singen.“ Die Liebe ist nun einmal das Gefühl, das stets am individuellsten, stets am ursprünglichsten uns durchzittert und das deshalb stets den geeignetsten, den prächtigsten Stoff zur Lyrik geben wird. — Um Himmelswillen, kein Mißverständnis! Ich will nicht, daß unsere Poeten Liebeslieder auf Bestellung dichten, oder weil das einmal so Mode ist. Es werden schon viel zu viel unwahre Liebeslieder gewimmert, altes persönlichkeitsloses, sklavisch nachgeahmtes Epigonengereimsel. Wie sagt Arno Holz doch so treffend in seinem Buche der Zeit:

Ihr dichtet jeden dritten Tag  
Ein hohes Lied auf eure Liebe,  
Reimt selbstverständlich barauf Triebe  
Und gebt's dann schleunigst in Verlag.

Und kauft man sich dann das Idol,  
Dann sind's die alten tauben Rüsse,  
Die längst genossenen Gemässe,  
Der aufgewärmte Sauertohl.

Von Wein und Wandern, Stern und Mond,  
Vom „Kauschbäcklein“, vom „Blaubeilchen“,  
Vom „Kühmichmal“ und „Warteinweilchen“,  
Von Liebe, die auf Wolken thront.“

Wahrheit, meine Herren Dichter, Wahrheit wollen wir, keine erlogenen Sentimentalitäten. Die Hedwig-Roquette-Wolfgang Müller'schen-Bachschpoesien sind allmählich ausgeleiert. Unsere heutigen Dichter sollen kein Zuckertwasser, sie sollen Blut in ihren Adern haben. Ja Blut, gesundes Blut und frisches Leben! Im ganzen ersten Heft der „Dichterstimmen“ ist kein Gedicht zu finden,

das wirklich den Eindruck des frischen, des quellenden und ursprünglichen machte. Zwei Drittel des Heftes bilden religiöse Gedichte. Und unter den anderen, im umfassendsten Sinne „weltlichen“ Gedichten, sind wieder über zwei Drittel mehr oder weniger Gedankendichtungen. Nur drei rein lyrische Gedichte im ganzen Heft! Davon sind zwei, die beiden ersten des Heftes relativ gut, das dritte: „Heimat“ bringt alte Empfindungen in alter Form. Die Gedankendichtungen bieten fast durchweg weder neue Gedanken, noch neue oder auch nur gute alte Formen. Wenn uns Karl Mace erläutern will, was „Salem Aleikum“ zu deutlich heißt, möge er es an passender Stelle thun, aber nicht in langen, langweiligen Distichen, deren letztes wirklich kindlich naiv und nichts weniger als geschmackvoll ist. Und uns schon wieder einmal den obligaten Baum vorzuführen, der am Stromesrand „der Wogen Sang lauscht“, bis er endlich von den Wellen losgelöst und mit fortgerissen wird, hätte A. Jüngst ruhig unterlassen können. Von einer wunderbaren Aktehrwürdigkeit in Form und Inhalt ist F. Franens „Zur Heimat“.

Die Welle stürzt! Die Welle drängt  
Es zieht sie hin zum Strand.  
Hat sie ihn erreicht, vieltausendmal  
Küßt sie ihn unverwandt. (!!!)

Und dann zum Schluß:

Wie die Welle zum Strand, wie der Strom zum Meer,  
Wie die Blume zum Sonnenschein,  
So sehnt sich der Mensch im fremden Land —  
Er möcht' in der Heimat sein! (!!!)

Das Gedicht „Moderne Kunst“ von P. Revofatus ist recht bezeichnend für manche unserer heutigen Kritiker. Ich glaube kaum, daß Revofatus sich genügend tief und eingehend mit der modernen Kunst beschäftigt hat, um am Schluß dieses nicht sehr geistreichen Wortspiels diktatorisch erklären zu können:

„Moderne Kunst“ — was diese schuf,  
„Sobald wird's Bergessenheit begraben.“

Manche gute Teile enthält das Gedicht von Böllmann „Am Mäander.“ Auch das von Föschinger ist relativ gut. Höchst überflüssig und ledern ist das Gedicht „Kreffe“. Das wäre das erste Drittel. Und nun die religiösen Gedichte. — Wenn doch unsere Dichter nur dann religiöse Lieder schreiben wollten, wenn sie wirklich etwas Neues, oder — das erste wäre bei dem abstrakten Stoffe schwer möglich — doch das alte in neuer Beleuchtung zu zeigen hätten! Gedichte, wie sie da z. B. Helle — derselbe, der den gefeierten Jesus Messias geschrieben! — verbricht, sind doch nichts weiter als aufgewärmte Gesangbuchreime:

„Maria, du Röslein,  
So wunderbar-rein,  
Sollst immer und ewig  
Gepriesen mit sein.“

Eine endlose Wortklingelei ist der „Englische Gruß“ von Behringer. Unter den 35 Oktaven ist kaum eine, die poetisch gut zu nennen wäre. Aber das ist nun einmal beliebte Mode bei unseren Herren Dichtern: Weil sie nicht verstehen, aus dem Reichtum des Lebens zu schöpfen, begnügen sie sich damit, alles mögliche in mehr oder minder schlechte Reime zu setzen. Da gibt es gereimte Leben Christi, Leben Maria, Leben der Heiligen gereimte Evangelien, gereimte Lauretanische Litaneien, Vater unser zc. So kommen denn Verse zu Tage wie folgende Strophe aus Behringer's Gedicht:

„Maria sei begrüßt! So sangen Heere,  
Die ausgezogen, um ihr Vaterland  
Zu schirmen, und der Sieg, der blutigschwere  
Ward ihnen auf dein Flehn aus Gottes Hand.  
Doch wollte anders Gott, so war die Ehre  
Des Helbentob's den Kriegern zuerkannt.  
Durch dich! Ja stark und glücklich blühn die Staaten,  
Die dir vertraun, o Mutter voll der Gnaden!“

Besser ungeschrieben geblieben wären auch die Gedichte M. Herbert's, A. Jakob's und F. Jangerles. Es thut mir leid, auch diese Namen nennen zu müssen. Aber die beiden ersten

bringen alte Gedanken in alter und schlecht durchgearbeiteter Form. Das dritte, das nach der beliebten Fragetechnik beginnt:

„Was soll denn das feinere Pflaster  
Hier mitten auf Wiesenrund?  
O mache, schwermütiger Landmann (!)  
Mir dies Geheimnis kund“

mutet unserer Naivität doch etwas sehr viel zu. Außerordentlich neu und originell ist das „Gebicht“ F. Gerls. Der alltäglichste Gedanke wird in drei ganzen Strophen uns noch einmal aufgefischt, ein Gebicht, das sehr bezeichnend ist für einen großen Teil unserer religiösen Lyrik:

Verzage nicht.  
Verzage nicht, o Menschenherz,  
Verzage nicht im Leiden  
Und sieh' getroßt in deinem Schmerz  
Die Günst des Glückes scheiden.

(Sehr originelle Reime, was?)

Und wenn dich Furcht und Bangen quält,  
Dann blicke fromm nach oben  
Zu dem, der deine Thränen zählt  
Und stillt der Stürme Toben.

Der kann ja nimmer lassen dich  
Und wird mit starken Armen  
Dich treu beschützen ewiglich  
In göttlichem Erbarmen.

Solcher Gedichte kann jede Elementarschullehrerin während der zehn Uhr Pause ein rundes Duzend verbrecen, wenn sie das Reflam'sche Reimlexikon zur Hilfe nimmt. Die fromme Gesinnung des Dichters darf uns nicht über den völligen Mangel an Poesie hinwegsehen lassen. Wollen wir geistliche Betrachtungen, dann nehmen wir ein Gebet- oder Andachtsbuch.

So, das wäre der produktive Teil des ersten Heftes der „Dichterstimmen“. Auf den kritischen Teil einzugehen, gehört nicht zu meiner Aufgabe. Und nun zum Schluß nochmals: Lesen wir die modernen Vyrker. Wir können viel, sehr viel von ihnen lernen, an Schönheit der Form, an Kraft und Frische, an Persönlichkeit. Unser Eschelbach und Greif empfehlen sich selber, auch Schönau-Carolath und Busse können in sittlicher Hinsicht von jedermann gelesen werden. Von Vikentron sind die „Ausgewählten Gedichte“ zu wählen.

Gelsenkirchen.

Philipp Witkop.

### Bühnen-Schau.

(Unter dieser Rubrik werden wir regelmäßig über Bühnennovitäten zc. als in's Fach schlagend berichten.)

Münchener Theater. Über Mangel an Neuaufführungen können wir hier sicherlich nicht klagen. Aber ach, kein Kaufmannsgut. Alles so nebelig, kein Sonnenstrahl. Und alles so erschreckend leicht, leicht in jeder Deutung, die dieses Wort zuläßt. Die letzte Premiere, welche uns der Direktor des Gärtnerplatztheaters und Schauspielhauses brachte, war der „Star“. Ein Wiener Stück von Hermann Bahr. Neues erfahren wir in dem Stück nichts; der Star eines Wiener Theaters, Lona Ladinsler, möchte aus der Langeweile gerettet werden durch ein recht großes Glück. Ein Postbeamter möchte das auch haben, also denkt sich der Dichter: lassen wir sie zusammen kommen. Wenn sich der Vorhang zum zweiten Male hebt, schwimmen die Beiden in Glück, Sonne, Getränke bis zum Abende. Und im dritten Akt stürzt das schöne Glücksglashaus mit einem klirrenden Krach zusammen. Das ist die ganze Affäre; es geht manchmal recht „kräftig“ dabei zu, eine Sammlung meist ziemlich bekannter und beinahe nach „Weidinger“ riechender Anekdoten werden ebenfalls verzapft, aber trotz allem bedauert man, daß es Bahr sein mußte, der dies Stück schrieb, er hätte sich diesen Selbstmordversuch sparen sollen. Im Residenztheater gab es: „Das Recht auf sich selbst“. Schauspiel in vier Aufzügen von Friedrich v. Weede.

Eine junge Frau verheiratet sich, ohne ihrem Gatten zu

gestehen, daß sie vor Jahren durchaus unschuldig drei Monate im Gefängnis gesessen. Die Sache endet natürlich mit einer Veröhnung, nachdem der Gatte mit Ent- und Belastungszeugen ein üppiges Verhör abgehalten. — An dem Stück könnte man viel, beinahe alles tadeln. Der Konflikt spielt sich rein äußerlich, ohne innere Vertiefung ab, das psychologische Teil der Individuen wird gar nicht berührt und so ist denn, wenn man von der trefflichen Aufführung absieht, der Schlußerfolg auch nur der, daß man mit einem öden Gefühl nach Hause geht. Ich weiß nicht, ich kann mich nie von dem Eindruck freimachen, daß all' diese modernen Stücke einen moralischen Kagenjammer zurücklassen. Man hat nichts, woran man sich halten könnte, weder ein erhebendes, noch zufriedenes Gefühl, noch, was ich höher stellen möchte, ein Bewußtsein der Unzufriedenheit, aus welchem durch Weiterspinnen der Gedankenreihe schließlich doch ein moralischer Nutzen erwächst. Anhaltspunkte zum Vergleich boten da Hebbels „Maria Magdalena“, das im Residenztheater ausgezeichnet gegeben wurde. Hebel nennen die Modernen so gerne ihren Vorläufer, wohl nicht mit vollem Recht. Er will Realismus, aber betont selbst doch immer und immer wieder den idealen Gehalt der neuen Richtung, während unsere Modernen durchaus das „sehr Reale“ als Kanon fordern.

Eine ebenso große Befriedigung gewährte die zu Schillers Geburtstag gebotene Aufführung „Kabale und Liebe“. Das Stück ist reichlich hundert Jahre alt, aber heute könnte man es mit denselben Charakteren auf die Bühne stellen. Welch' ein Realismus, politisch und sozial, offenbart sich trotz aller idealistischen Phantasie! Eine ewige, nie ganz beantwortete Menschheitsfrage liegt in dem Stück, die heute noch uns ebenso ergreift. Wir können der Intendanz Dank wissen, daß sie „Maria Magdalena“ und „Kabale und Liebe“ zugleich gebracht; denn beide stehen in naher Verwandtschaft, in gewissem Sinne erscheint „Maria Magdalena“ doch nur als Paraphrase des fünften Aktes von „Kabale und Liebe“. — Der Aufführung von Anzengrubers „Stahl und Stein“ im Gärtnerplatztheater konnte ich nicht anwohnen. Doch wird darüber bei Besprechung des geplanten Anzengruberszyklus zu berichten sein.

München.

Magim. Pfeiffer.

### Zeitschriften-Schau.

Zu allen Uebergangsperioden und Krisenzeiten hat es noch Leute gegeben, die die Forderungen einer neuen Zeit verstanden, und noch viel mehr solche, welche dieselben bloß verstehen wollten oder zu verstehen vermeinten, in Wirklichkeit aber den Nagel neben den Kopf trafen. — Nach dieser etwas mysteriösen Einleitung möchte ich an die Thatsache erinnern, daß ein deutscher Kirchenfürst bei Besprechung einer gewissen Broschüre den Wunsch nach einem literarisch-künstlerischen Organe auf katholischer Seite aus sprach und sogar noch hinzufügte, „es schreie förmlich nach seiner Umkehrung in die That.“ Die „Oesterreichische Leo-Gesellschaft“ griff nun diesen Gedanken auf und suchte ihn durch „Die Kultur“ zu verwirklichen, deren erstes Heft vor mir liegt. In den Einführungsworten heißt es nun: „Die Kultur“ soll Fragen von allgemeinem Interesse aus allen Wissensgebieten . . . behandeln. Es sollen demnach . . . Fragen der Theologie und Philosophie, der Geschichte . . . und Naturwissenschaften . . . , der Gesellschafts- und Rechtslehre, der Sprachwissenschaften, der Literatur und Kunst zur Besprechung kommen.“ Und das alles wird Einem in 6 Heften im Jahre geboten!! Ist das nicht großartig? — Doch Scherz bei Seite — dieses Duodlibet hat natürlich zur Folge, daß nirgends was Rechtes geboten werden kann, weil man überall etwas bieten will. Und die arme Literatur, um die es sich ja eigentlich gehandelt hätte, kam wieder als Aschenbrödel ganz hinten hin! Die Herren begreifen aber nicht, daß ein wissenschaftliches Organ bei weitem nicht so „schreiend“ notwendig war, wie Bischof Koppeler und Muth doch von dem angeregten Organe behauptet hatten. Da hatten wir sogar schon längst das Prinzip der Arbeitsteilung befolgt, wie die „Stimmen aus Maria-Laach“, die „Historisch-politischen Blätter“, die „Wahrheit“, „Natur und Glaube“, „Natur und Offenbarung“ zc. beweisen. Es fehlte uns aber noch ein literarisch-künstlerisches Organ größeren Stils, so etwas à la „Türmer“, das berufen gewesen wäre, die Giftschlacht der Zukunft zu schlagen, die